

Jugendlich in Zeiten von Covid-19. Wo sind die Räume für Entwicklungschancen von jungen Erwachsenen?

PD Dr. Bastian Lange

Wie geht es jungen Erwachsenen in Zeiten von Covid-19 und den damit verordneten Einschränkungen? Dr. Bastian Lange kommentiert aus räumlicher Sicht deren Lebenslagen und plädiert dafür, mehr Nischen und Experimentierräume in Stadt und Land für Jugendliche bereitzustellen.

Die globale Pandemie wirkt sich nicht nur geographisch unterschiedlich auf Nationalstaaten und Regionen aus, sie wirkt sich auch immer eindrücklicher ökonomisch und sozial auf unterschiedliche Gruppen aus. Als globale Krise präpariert sie soziale Unterschiede und Ungleichheiten heraus. Dabei werden auch vermehrt durch Status- und Lobbygruppen vertretene Systembereiche erkennbar: Wirtschaft und Produktion stehen in vorderster Linie.

Im Windschatten geben sich dabei aber auch wenig beachtete gesellschaftliche Teilbereiche zu erkennen: denn Jugendliche und junge Erwachsene sind in der Hochzeit der Krise durch Bildungsangebote eher „versorgt“ worden, als dass eine auch politisch gewollte Wertschätzung ihrer Lebenslage vonstattenging. Eine weitreichende Umsorgung und Ansprache über digitale Hilfestellungen hinaus blieb oftmals aus.

Während durch die pandemiebedingten Kita-, Schul- und Universitätsschließungen die Aufmerksamkeit auf die Betreuungs- und Lehrpersonen konzentriert wurde, ist erst zeitversetzt der Blick auf die Lebenslagen und mentalen Verfasstheiten der Jugendlichen sowie der jungen Erwachsenen zwischen 14-22 Jahre gerichtet worden. Die Politik lenkt seit Mai und Juni 2020 ihr Hauptaugenmerk im Zuge der wirtschaftlichen Belebungsbemühungen auf systemrelevante Bereiche und nicht direkt auf die Generation der jungen Erwachsenen. Sie fielen aus dem Sichtfeld der Politik.



Eine fehlende Lobby sowie die vorrangigen Schutzbemühungen der Lehrgewerkschaft gegenüber ihrer Klientel „Lehrer*Innen“ taten ihr Übriges, um der Generation der jungen Erwachsenen keine Stimme zu geben und sie nicht in den politischen Diskurs zu integrieren. Eltern (-verbände) waren (und sind) empört; die Chance des Bildungssystems, sich gerade in dieser Zeit zu erneuern und auf breiter Basis experimentell vorzugehen, wurde vertan. Dabei sind nicht nur Möglichkeiten verpasst worden, sondern auch öfter Beziehungsbrücken zwischen Lehrern und Schülerinnen und Schülern zerbrochen. Die verordnete physische Distanz schuf eine soziale.

Anzeichen einer neue post-Covid-19 Revolte in den Städten?

Erst im Juni 2020 haben sich Jugendliche mit teilweise verstörenden Aktivitäten Aufmerksamkeit und Gehör verschafft. Dazu zählten vor allem die viele überraschenden Jugendrandalen in der Stuttgarter Innenstadt, aber auch aufkeimende Feieraktivitäten sowie Belebungsversuche von Parties in Stadt und Land. *„Jugendliche sind in der Coronakrise weitgehend vergessen worden“*, so zitiert DER SPIEGEL am 26.06. den Politologen und Jugendforschers Bernd Holthusen, nachdem laut Polizeibericht ca. 500 Jugendliche gegen die Polizei vorgingen und Läden und Geschäfte in der Stuttgarter Innenstadt demolierten und teilweise plünderten.

Mit Blick auf diese Ereignisse hat Die ZEIT am 25.06.2020, (Nr.27, S. 2) auf die Rolle der „Halbstarken“ in den 1950er Jahren in Westdeutschland hingewiesen. Randalen, wie z.B. die 1962 in Schwabing, seien im Kern unpolitisch, wie die ZEIT diagnostiziert, also eher Ausdruck von alltäglicher Unklarheit angesichts Unsicherheiten der Lebensbewältigung.

Wie damals musste aber auch im Juni 2020 schnell das stereotype Bild des aggressiven, männlichen und alkoholisiert feierwütigen jungen Manns erhalten, der in einer Gruppe nicht anders kann, als nach Monaten des beengten Lebens nun einfach mal die „Sau raus zu lassen“. Vulgärpsychologisch brodelt in ihnen ein wütender Cocktail, der sich nicht mehr durch Staatsmacht, Verordnungen und Abstandsregeln kontrollieren ließ und der nun im Beisein gleichgesinnter Party und sein „eigenes Ding“ machen will.

Derartige Randalen hatte Stuttgart, die geordnete „Herzkammer“ Schwabens, vielleicht zuletzt in den 1960er Jahren erlebt, als die Vorboten der Beatkultur bei Musikkonzerten das Saalinterieur von Veranstaltungs- und Konzerträumen zerdepperten und eine Schneise großer Irritationen ob des „flegelhaften“ Verhaltens hinterließen. Unter dem Erklärungsdruck

der Medien kann der befragte Jugendforscher Holthusen nur diagnostizieren, dass es gelte, den „Alltag und die Bedürfnisse junger Menschen (anzu-)schauen und uns (zu-)überlegen, wie wir es ihnen (den Jugendlichen, B.L.) ermöglichen können, auch in der Coronakrise ihr Jugendlichsein ausleben zu können.“

Damit wird eine Spur gelegt, den Kontext der jungen Erwachsenen genauer in Augenschein zu nehmen. Denn es gärt im kollektiven Resonanzraum der Jugend, die Angst hat, ihre Lebenswünsche nicht einlösen und Bildungswege nicht einschlagen zu können sowie Bildungsteilhabe im Übergang von erster (Schule) zur zweiter Qualifikationsstufe (Lehre/Studium) nicht mehr realisiert zu bekommen. Brückenmodelle wie Praktika, Auslandsreisen, Ferienjobs im In- und Ausland, Traineeprogramme und andere Varianten stehen aktuell kaum oder gar nicht mehr zur Verfügung.



Mit diesem Text möchte ich aus räumlicher Sicht darauf hinweisen, welche strukturellen Eckpunkte einer sich in der Pandemie manifestierenden verfehlten kulturellen Raum- und Stadtentwicklungspolitik für Jugendliche und junge Erwachsene zeigen. Um nicht missverstanden zu werden: Zweifelsohne ist es – trotz immer gesicherteren Erkenntnissen über schwächere Infektionswirkungen bei Kindern und Jugendlichen – ein Gebot der Stunde, dass Anordnungen und Verordnungen über Abstand, Kontaktsperren und Hygieneregeln von allen Teilen der Bevölkerungen praktiziert werden. So auch von Jugendlichen, so schwer die Einsicht in diese Rationalität auch mit latenten und manifesten Freiheitsprozessen in ihrer Lebensphase zu verbinden ist.

Vielfältige Jugendliche erfordert diverse Räume

Ich argumentiere dabei aus einer räumlichen Perspektive, also mit der Frage, wie sich Menschen Räume in Stadt und Land durch individuelles oder kollektives Handeln aneignen. Diese Aneignungsformen, z. B. von sozialen und kulturellen Treffpunkten, können zeitweise oder dauerhaft sein. Am Beispiel jugendlicher Aneignungsformen zeigt sich bereits, wie differenziert Räume genutzt werden. Mädchen anders als Jungen oder diverse Menschen.

Während die Großstadt ein Mehr an gebauten oder verbauten Nischen aufweist, ist in dünner besiedelten Räumen ein Abtauchen unter dem Radar familiärer, institutioneller oder staatlicher Aufsicht an dennoch an vergleichbare Praxisformen gebunden: Die Scheune ist das Äquivalent zur Garage in der Großstadt, die Skaterbahn als Treffpunkt hat ähnliche Funktionen wie der Crossbahn im Ländlichen Raum. Es geht um eigene Erfahrungen, Peers, Experimentieren auf den mitunter steinigem Wegen und Umwegen ins Erwachsenenalter.

Dieses Wissen um die Bedeutung von Erfahrungen und Experimentierkulturen zieht sich als großes Narrative vom jungen Werther in die rebellische Beat- und Popkultur der 1960er und 1970er Jahre und findet ihre ironische Brechung in dem Bild des kapitalistischen Hiphop-Protagonisten. Abweichungen vom Mainstream, Ablehnung und Abkehrung von verschiedenen Obhut, markieren Prozesse auf dem Weg in neue (Erwachsenen-) Welten.

Diese Welten sind zum einen imaginär, indem Projektionsräume eines anderen eigenen Lebens eröffnet werden. Zum anderen sind aber an konkrete geographische Gegebenheiten gekoppelt, an denen und mit denen Erfahrungen gemacht werden können. Dabei ist ein Merkmal dieser Räume, dass sie Zwischenräume sind: Nicht vollends fertig, nicht einheitlich definiert, nicht primär konsumistisch und nicht völlig autonom organisiert. Jugendzentren, Jugendtreffs und eher autonom selbstverwaltete Orte der Jugend markieren eine raumstrukturell sowie bildungspolitisch gewollte Absicht, in liberalen und offenen Gesellschaften diese Zwischenräume zuzulassen.

Stadtpolitik schafft Raum für Handel und Gewerbe, nicht für Jugendräume

Die stillschweigende Abwendung von diesen Räumen, ihre abebbende Akzeptanz bei Politik und Jugendlichen, fehlende Finanzierung aber auch Zweifel an deren pädagogischen Passung haben vielerorts dazu geführt, dass derartige Angebote in Gestalt von Jugendzentren und ähnlichen Orten seltener wurden. Offene Rave- und Tanzveranstaltungen im Freien an wechselnden Orten im Verbund mit einem Eintritt vieler Jugendliche in digitale Netzzräume haben zum Ausdruck gebracht, dass sie ihr Verhalten ändern, aber auch ändern müssen.

Eine Stadtpolitik seit den 1980er und 1990er Jahren tat ihr übriges, um öffentliche Räume zu Konsumzwecken „sauber“ zu halten, sie ästhetisch aufzuwerten und dabei in den Dienst des Handels sowie der Konsumoptimierung zu stellen. Unangepasstes und nicht-konsumistisches Verhalten hatte da wenig bis keine Chance. Des Weiteren haben bauliche

Verdichtungen in Wohngebieten sukzessive dazu geführt, dass in den 2000er Jahren der letzte Bolzplatz einem Wohnprojekt oder kleinstrukturierten Grünpark zum Opfer fiel.

Zweifelsohne gibt es Gegenangebote: Skaterparks, Kletterwände und Halfpipes erfüllen aber nur in Teilen einen zweckfreien Sinn, wie den des Driftens, Abhängens, Chillens oder sich Treffens. Dieser Sinn ist sich und den Jugendlichen zunächst selbst gerecht, als dass er sich auf eine von außen angebotenen konsumistisch-kapitalistischen Raumform bezieht.

Jugendlichkeit in der Pandemie

Die staatlichen Verordnungen zum Ausbruch der Pandemie haben zunächst allen Menschen, so auch Jugendlichen und jungen Erwachsenen einen Ausgehrigel vorgeschoben. Was blieb sind die eigenen vier Wände im Familienverbund. Im Gegenzug vollzog sich eine dynamische Hinwendung in digitale Welten: Spielend, lernend, kommunizierend oder einfach nur zum Zeitvertreib. Neu war das nicht, es verstärkte sich nur bei denen, die die technischen Ressourcen und Netzzugänge hatten.

Wer keinen Computer oder kein Tablet hatte, lief Gefahr, zügig abgehängt zu werden und sich nicht mehr mit den digitalen Tools und Interaktionsangeboten zu anderen Jugendlichen ins Verhältnis setzen zu können. Beengte Wohnungen taten ihr Übriges, um in der verordneten Begrenztheit sich nur mit Workouts auf Yogamatten Bewegung zuzufügen.

Rückkehr in „normale“ Räume?

Die Lockerungen haben seit Mai und Juni institutionelle Räume in Teilen eröffnet. Schulen, Spielplätze, Treffpunkte sind – mit Abstandsregeln belegt – wieder einem kontrollierten Zugang an die Bevölkerung und ihre Nutzer übergeben worden. Die dosierten Lockerungen haben aber das Problem der fehlenden Orte und Räume nur noch verstärkt. Denn es sind nicht nur „zugewiesene Plätze“ für Jugendliche, sondern Praxisräume, d.h. durch bestimmte Praktiken und Verhaltensweisen angeeignete Orte der Jugendlichen erst zu „ihren“ Orten werden.



Diese kollektiven und situativen Praxisformen sind aber aufgrund der Abstandsregelungen lange Zeit nicht zulässig gewesen und haben sodann einen Qualitätsverlust spezifisch jugendlichen Verhaltens verstärkt: nämlich autonom „ihr eigenes Ding“ zu machen und dies im Modus des Experimentierens und Explorierens an den aus ihrer Sicht geeigneten Orten zu praktizieren, was im Grunde genommen nicht vollständig akzeptiert ist..

Dieser Bedürfnislast sowie juveniler Erlebnislust in Krisenzeiten Rechnung zu tragen und ihr sprichwörtlich Raum zu geben, ist nach wie vor im öffentlichen Diskurs kaum Gegenstand der Debatte. Dies ist zweifelsohne auch schwer zu rechtfertigen, gilt es nach wie vor Leben zu erhalten und zu schützen. Sie anzuerkennen und ihr Aufmerksamkeit zu geben erscheint aber dringend geboten, so man nicht vorschnellen Einschätzungen und Vorverurteilungen des „sauftenden und sich einmal freimachenden Mannes“ folgen mag.

Blickt man etwas genauer auf die Praxisformen junger Erwachsener, so zeigen sich im Gegenzug Ermächtigungsbehauptungen der jugendlichen Erwachsenen: Praktiken des Driftens, Abhängens, Schlenderns und Herumziehens verlagern sich – notgedrungen - von den konsumistischen Orten der Shopping Malls und der Einkaufsstraßen in die Restnischen urbaner Brachen, Grünräume, Parks, Hinterhöfe und Parkplätze.

In diesem Typ von Rückzugsräumen ist ein Verweilen aber in pandemischen Krisenzeiten nicht toleriert und so liegt es auf der Hand, dass stadt- und raumplanerisches Versagen sowie die Pandemie den Mangel an geeigneten Begegnungs- und Aneignungsräumen in dramatischer Weise zugespitzt haben. Die Randalen in „Stuttgart“ sind somit nicht Ausdruck der Pandemie, sie hat „nur“ aus der Sicht der jungen Erwachsenen eine verfehlte Stadt- und Raumpolitik in der Krise zugespitzt: Wenn Stadträume funktional, konsumistisch und ästhetisch kontrolliert werden, dann ergeben sich kaum Möglichkeits- und Experimentierräume für Jugendliche.

Wege in Räume für die Jugend?

Die Idee der Möglichkeits- und Rückzugsräume mag romantische Bilder auslösen und in Teilen verklärend wirken. Richtet man den Blick auf derartige imaginierte Übergangsräume aus der Sicht der jungen Erwachsenen, so geben sich aber auch neue Orte, wie beispielsweise Offene Werkstätten, Repaircafés und andere Werkräume, zu erkennen. Offene Werkstätten, Repaircafés und andere Werkräume sind mehrheitlich frei zugängliche Orte mit Infrastrukturangeboten und Werkzeugen: Der Verbund Offene Werkstätten e.V. definiert sie wie folgt: *„Offene Werkstätten stehen allen zur Verfügung, die handwerklich oder künstlerisch in Eigenarbeit aktiv sein wollen. Oft sind Offene Werkstätten aus privater Initiative heraus entstanden, manchmal sind sie Teil von Kultur-, Bürger- oder Jugendzentren, seltener von Unternehmen. Während einige jahrzehntelange Erfahrungen haben, befinden sich andere noch im Aufbau.“* (Verbund Offener Werkstätten 2015)

Mit dem Internet und der Ausbreitung alltäglicher virtueller Kommunikation haben sich auch wiederum neue analoge Orte für das Basteln, Reparieren und Herrumbosseln sowie Explorieren ergeben. Sie sind eingebettet in neue Kulturen des Produzierens, Teilens und Tauschens, die teils an Vereine und Initiativgruppen, teils aber auch an offene soziale Gemeinschaften und Szenen sowie Peergruppen gebunden sind. An diesen neuen Orten werden aktuell auf der Basis sozialer Praxisgemeinschaften unkonventionelle Arbeitsformen mit z.B. recycelbaren Materialien erprobt, die beispielsweise aus der kleinteiligen Verbindung von manuellen Tätigkeiten mit digitalen Technologien hervorgehen. Aber auch Siebdruckwerkstätten, Fahrradreparaturwerkstätten und FabLabs gehören dazu. Dabei verschieben sich vormals unangefochtene Rangfolgen der ökonomischen und sozialen Relevanz des Arbeitens vom Primat des Ökonomischen hin zum Sozialen sowie von standardisierten Arbeitsprozessen hin zu experimentellen Praktiken.



In diesen Experimentierräumen kann in wechselnden sozialen Zusammensetzungen gearbeitet werden und es können Einzelstücke (Prototypen) gebaut werden.

Einzelanfertigungen, Einzelreparaturen und Testbauten sind in gewisser Weise sinnvoll, aber nicht darauf ausgelegt, ökonomische „Erträge“ zu erzielen. In diesen Open Source-Kulturen werden vielmehr die Baupläne der alltagsrelevanten Gegenstände „gehackt“. Die Praxis des Hackens bedeutet beispielsweise, in einer Fahrradreparaturwerkstätte ein Fahrrad auf seine Grundelemente hin auseinanderzunehmen sowie es wieder neu zusammensetzen zu können.

Dieses Grundprinzip ist insofern politisch, als an diesen Fahrradreparaturwerkstätten sowie generell Offenen Werkstätten an einer Rückgewinnung von Autonomie über die notwendigen alltagsrelevanten Gegenstände gearbeitet wird, die man zum Beispiel erworben hat oder die man für ein gutes Leben braucht. Sharingkulturen von Gütern und Wissen sind somit zum einen Caring-Kulturen des Miteinander sowie mit einer Attitüde Punk ausgestattet, mit dem man gegen das dominante hegemoniale Konsumgebot der großen Konzerne arbeitet, die eben ihre Baupläne nicht offenlegen, Gegenstände gerne unreparierbar halten und kein Interesse an langen Produktlebenszyklen haben.

An diesen alternativen und diversen Orten können somit junge Erwachsene eigene Wege in selbstbestimmtes Tun und Lassen einschlagen und dies in Peer-Netzwerken machen.

Fazit: Sind offene Werkstätten neue Orte der Vergemeinschaftung für Jugendliche?

Perspektivisch braucht es in Klein-, Mittel- und Großstädten generell ein Mehr an Zugängen zu Räumen, um – parallel zu Ausbildung, Erwerb und „ins Leben finden“–, neue kollektive Gestaltungswege zu erproben. Folgt man dieser These, so fügt sich dies in die gestiegene Bedeutung von selbstorganisierten Experimentierräumen wie die oben angesprochenen Offene Werkstätten, FabLabs, HackerSpaces, Siebdruckwerkstätten, Lastenfahrradreparaturwerkstätten und Fahrradreparaturwerkstätten ein. Dort werden Baupläne von alltagsrelevanten Daseinsformen wie Kleidung, Bildung, Ernährung, Mobilität, Kommunikation ge-hackt und selbstbestimmt neu kombiniert.

Derartige Räume sind nicht nur Funktionsräume, sondern sogenannte „Third Spaces“, in denen alternative Praktiken durchgeführt werden und Formen der Vergemeinschaftungen im Lokalen gestaltet werden können. Interessanterweise zeigen sich punktuelle Annäherungen

über erweiterte Zugänge bei neuen Bibliotheksmodellen, halböffentliche Übergangsräume von öffentlichen Kultureinrichtungen u.a.

Eine derartige räumliche Perspektive auf Lebenswege junger Erwachsener in der post-Covid-19 Ära nimmt ihren Ausgangspunkt am Niedergang von selbstorganisierten Jugendzentren und Jugendräumen, die als Form der Vergemeinschaftung und Selbstorganisation lange Jahre Schlüsselfiguren als Übergangsräume zwischen Familie, Schule und Bildung waren. Es braucht zukünftig einer Art räumliches Transitionsdesign für Jugendliche, bei dem nicht nur Räume für junge Erwachsene geschaffen werden sollten, sondern wie generell Übergangskulturen und soziale Übergangsräume gestaltet werden müssten, die Teilhabe von und zwischen Jugendlichen längerfristig erlebbar machen und die Selbstwirksamkeit zu demonstrieren im Stande sind.

Angetrieben werden derartige Raumooptionen für Jugendliche durch einen neuen Bewusstseinswandel. Die Alterskohorte der 14-22-jährigen zeigt ein breites Spektrum von punktuell-einmaligen Protestformen (Friday for Future), regelmäßig-geordneten Devianzverhalten in Schule und Alltag, wie beispielsweise Wege zu verändertem Ernährungs-, Mobilitäts- und Konsumverhalten in Gestalt von (selbst-)organisierten Arbeitsgruppen und Workshops sowie temporären Protestformen (durch z.B. Extinktion Rebellion, oder bei lokalen Klimabündnissen o.ä.).

Aus der Sicht der jungen Erwachsenen stellt sich nicht nur die Frage, wie sie mit den errungenen Leistungen, Erfahrungswerten und Lernprozessen weiter umgehen, sondern wo und an welchen Orten sie sich weiter in ihrer Selbstwirksamkeit bei ihrem Experimentieren mit ihren Zielen und Wünschen erfahren können.

Autor

Bastian Lange, Dr. phil., Privat-Dozent an der Universität Leipzig. 2008 gründete er Multiplicities. Wir unterstützen Politik, Wirtschaft und kreative Szenen im europäischen Kontext auf Wegen zu zukunftstauglichen Stadtregionen. Er lehrte als Gastprofessor (2011-2012) an der Humboldt Universität zu Berlin (2011-2012) sowie der Universität Vechta (2018-2019). Kontakt: <https://multiplicities.de>, [Blog](#), [Twitter](#)